



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Herzog von Luynes.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

holt, die auch zu ihrer Fundirung gleichsam einer neuen verhärteten Dogmatik bedurfte, und zwar genau dieselben Grunddogmen wieder hervorsuchte, auf die Paulus sein Evangelium gestützt hatte. Diese Erneuerung des Paulinismus in der Reformation gibt auch Renan zu denken, wie ihm die Charakterverwandtschaft des Paulus mit Luther nicht entgeht. Allein er zieht die Parallele nur, um beide gleichmäßig seine Ungnade fühlen zu lassen. „Paulus als der in jeder Beziehung erste Vorgänger des Protestantismus, besitzt die Fehler eines Protestanten: lange Zeit und Erfahrung gehört dazu, um zur Erkenntniß zu gelangen, daß kein Dogma die Mühe offenen Widerstandes, Verletzung der Liebe lohnt.“ Hätte Renan im 16. Jahrhundert gelebt, er wäre nicht über die Linie des Erasmus hinausgegangen. Derselbe Freisinn, dasselbe vornehme Lächeln, dieselbe Antipathie gegen die energische That. — Nehmen wir Alles in Allem, so ist Renan eines der interessantesten Beispiele für jenen Mangel an geschichtlichem Sinn, der fast überall da unvermeidlich scheint, wo der Sprung aus dem Katholicismus unmittelbar in die moderne Aufklärung gemacht wird. Auch dem ausbündigsten Liberalismus hängt noch ein katholisches Böpschen an. Der beständige Rückfall in die kirchliche Tradition, die Neigung zu dem Legendarischen ist hierfür nicht minder bezeichnend als die Abneigung gegen Charaktere wie Paulus und Luther. Schließlich wird man den Zusammenhang nicht verkennen können, in welchem die ganze Richtung Renans mit dem Geist der heutigen französischen Gesellschaft steht. Dieser abstracte humanitäre Idealismus, diese Abkehr von der Energie der That, diese Leidenschaft für das Mittelmäßige, — sind sie nicht Symptome des öffentlichen Geistes in Frankreich?

L.

Der Herzog von Lupnes.*)

Es gibt Männer, deren Wirksamkeit, ohne mit auffallenden und in die Augen stechenden Thaten nach außen zu treten, doch eine heilsame und fruchtbare ist, die selbst nie berühmt geworden sind, und nichts desto weniger zu den

*) Obgleich der verdienstvolle Mann, dessen Andenken diese Blätter gewidmet sind, schon vor längerer Zeit verstorben ist, haben wir den nachstehenden Erinnerungen an denselben in den Grenzboten noch gegenwärtig einen Platz anweisen zu müssen geglaubt. Die Red.

Besten ihres Volkes gehören. Ein solcher war der Duc de Luynes. Unter allen, die seinem Andenken Worte der Verehrung gezollt, ist kaum einer, der ihm nicht nachgerühmt, daß er in eminenter Weise den alten, schönen Spruch: Noblesse oblige stets im Herzen gehabt und demgemäß empfunden und gehandelt habe. Adel in Geist und Gemüth, Adel in Neigungen und Ansichten, das ist der Hauptzug dieser harmonischen, von schroffen Einseitigkeiten und unduldsamen Härten gänzlich freien Natur.

Honoré d'Albert, Herzog von Luynes und Chevreuse, wurde in Paris am 15. Dec. 1802 geboren; die Familie, aus der er stammt, ist zwar sehr alt, doch war der erste Luynes, der eine bedeutende Rolle spielte, Ludwigs XIII. bekannter Günstling und Minister. Kolossal aber ist das Vermögen des Geschlechts: das dem Herzoge allein aus seinen liegenden Gütern (Dampierre; in der Picardie; in Hyères u. a.) zufließende Einkommen wurde auf 800,000 Frs. jährlich geschätzt, und es hätte leicht noch vermehrt werden können.

Nur kurze Zeit diente der Jüngling unter der Restauration in einem Garderegimente; erst zwanzig Jahre alt wurde er von seiner Familie verheirathet, aber die junge Herzogin starb schon 1824, mit Hinterlassung eines einzigen Sohnes, der später durch sein Leben und Ende den Vater so tief niederschlagen sollte. Von gleichfalls geringer Dauer war die Anstellung, die er 1825 am Louvre erhalten, um das Musée Charles X. zu organisiren, (die einzige öffentliche Anstalt, die heute noch den Namen dieses Königs trägt). Früh nämlich hatte der Herzog seine Anlage und Neigung zu den bildenden Künsten durch eigene Studien und Reisen nach Italien entwickelt. Die Archäologie war gerade im mächtigsten Aufschwunge begriffen; Visconti hatte die durch die Raubzüge der Franzosen nach Paris zusammengeschnittenen Kunstsammlungen wissenschaftlich verwerthet und ihr Studium eifrig befördert. Es verdient jede Anerkennung, wie die Direction des Louvre damals eine staunenswerthe Thätigkeit bewiesen und die wenigen Jahre, während deren die Kunstwerke in Paris blieben, zu umfassenden und sorgfältigen Publicationen vortrefflich angewandt hat. Jetzt wurden die großen Nekropolen Etruriens erforscht; Athen, Griechenland eröffnete sich zu gleicher Zeit: mit rüstigen Kräften bemächtigte man sich des neugewonnenen Materials, ein frisches Leben ging durch die noch junge Wissenschaft.

Der Duc de Luynes ergab sich ihr gänzlich und trat auf seinen italienischen Reisen in persönliche Verbindung mit den bedeutendsten Gelehrten aller Nationen, die in Rom weilten. Fruchtbar war namentlich die in den Jahren 1825 und 1828 vorgenommene Erforschung der Ruinen von Metapont, der mächtigen großgriechischen Handelsstadt, dem Sitze des pythagoreischen Philosophenstaats. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen wurden 1833 in einem Prachtwerke veröffentlicht; mehrere an Ort und Stelle gefundene architekto-

nische Fragmente, Münzen u. s. w. nahm der Herzog in seine Sammlungen auf. Sie erregten großes Aufsehen, denn die meisten von ihnen prangten noch in ihrem ursprünglichen Farbenschmuck, und die Frage über die Polychromie der alten Architektur war eben erst angeregt.

Otto Zahn hat in seiner schönen Biographie Gerhard's dargelegt, welchen Antheil der Duc de Luynes an der Gründung des archäologischen Instituts in Rom (1828—1829) gehabt hat; durch seine Persönlichkeit und sein Vermögen war er geeignet, Schwierigkeiten aller Art zu ebnen, und gleich im ersten Bande der *Annali* gab er Beweise auch von dem wissenschaftlichen Beistande, den zu leisten er fähig und gesonnen war. Am meisten beschäftigte er sich mit Numismatik, dann mit Vasenkunde und Topographie; klares methodisches Vorschreiten, reiner und feiner Kunstgeschmack zeichnen seine zahlreichen Arbeiten aus. Er ließ seine Aufsätze gewöhnlich in den Publicationen des Instituts, später in der *Revue numismatique* erscheinen. Sie sollen in Frankreich vielfach zum Studium der alten Sagen und Religionen angeregt haben; seine eigenen mythologischen Erklärungen sind von nüchternem kalten Rationalismus wie von überschwänglicher Symbolik frei.

Seit 1842 wandte sich der Herzog vorzüglich, jedoch ohne den klassischen Boden ganz zu verlassen, der orientalischen Philologie und Archäologie zu, namentlich beschäftigten ihn die Verbindungen uralten Völkerverkehrs zwischen Orient und Occident. Untersuchungen über phönizische sowie ägyptische Münzen und Inschriften, der bekannte Aufsatz über den Sarkophag des Samsunazar, Königs von Sidon, (jetzt im Louvre), sind das Bedeutendste, was er auf diesem Gebiete hervorbrachte.

Neben dem Alterthum war es auf historischem Felde besonders das mittelalterliche Italien, das den Duc de Luynes anzog: seine Bibliothek ist ungemein reich an Büchern über diese Epoche, und diese Sammlung ist um so werthvoller, als solche vielfach nur locale Publicationen selten die Alpen gelangen. Eine Frucht dieser Arbeiten war der historisch-chronologische Commentar über die sogenannte *Diurnali* des Matteo di Giovenazzo (1839); diese *Diurnali*, für die Geschichte Süditaliens in der Mitte des 13. Jahrhunderts wichtig, sind zwar jüngst von deutscher Kritik als eine tendenziöse Fälschung späterer Zeit erkannt worden, aber ein solches Ergebnis wäre unmöglich gewesen ohne das Vorgehen sorgfältiger analytischer Arbeiten, wie es diejenigen waren, denen sich der Duc de Luynes unterzogen hatte.

Endlich interessirte sich der vielseitige Mann für Mineralogie, worüber auch kleine Aufsätze erschienen, für Photographie, die er durch Aussetzen von Prämien zu fördern und für die Verbreitung der Kunstwerke nutzbar zu machen suchte, für Kunstindustrie: 1851 wurde er französischerseits mit der

Abfassung des Berichtes über die Arbeiten in edeln Metallen auf der Londoner Ausstellung beauftragt.

Als Gelehrter war der Duc de Luynes nicht bahnbrechend; aber er arbeitete als Fachmann, nicht als Dilettant, er scheute vor keiner mühsamen Untersuchung zurück, und verschmähte es nicht sich mit dem Handwerkszeuge wissenschaftlicher Forschung zu rüsten. — Doch sind es nicht sowohl diese eigenen Arbeiten, die den Namen des Herzogs zu einem gefeierten gemacht haben, als die Pflege und die Unterstützung, die er wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen mit der größten Liberalität, aber mit feiner Unterscheidung des Würdigen, mit dem für den Empfänger wohlthuedsten Partgefühl, stets mehr unter der Form einer Auszeichnung als einer Hilfeleistung gewährte. Ohne jede Ostentation und Ruhmredigkeit, nur von der wärmsten Liebe zur Sache geleitet, hat er mehrere Unternehmungen von der größten Bedeutung allein möglich gemacht. Unter den Werken, die auf seine Kosten, oft auch auf seinen Antrieb erschienen, nennen wir nur die wichtigsten: die Chronik des Matthieu Paris, Untersuchungen über die Denkmäler und die Geschichte der Normanen und des schwäbischen Kaiserhauses in Süditalien, die große zwölfbändige *Historia diplomatica* Kaiser Friedrichs II. (Friedrich Wilhelm IV. gewidmet); alle diese Werke sind von Huillard-Breholles, der zu den nächsten Vertrauten des Herzogs gehörte, und auch eine schöne, von herzlicher Wärme eingeebene Biographie seines edeln Freundes geschrieben hat. Ferner verdanken wir dem Duc de Luynes noch die Publication der Amari-Dufour'schen vergleichenden Karte des modernen und arabischen Sicilien, des Werks von Cochet über das Grab Childerichs I., der archäologischen Reise nach Tunis von Guérin, der wichtigen Untersuchungen über den Mithrasdienst von Lajard, endlich vieler Cartulanten von Abteien und Klöstern aus der Gegend von Paris. Auf die Kunstwerke, die der reiche Gönner ausführen ließ, werden wir später zurückkommen.

Der Duc de Luynes, obgleich dem bourbonischen Königshause ergeben, war von liberalen Grundsätzen erfüllt, seine Familie war während der Revolution nicht ausgewandert und hatte nichts von den Vorurtheilen und dem Groll gegen das neue System, welche die Emigrirten in ihre Heimath zurückbrachten. Er selbst tadelte die Juliverordnungen scharf, aber er konnte sich nicht entschließen, unter der Regierung Louis Philipp's seinen Sitz in der Pairskammer einzunehmen. Das einzige öffentliche Amt, das er bekleidete, war die Mitgliedschaft des Conseil général im Departement Seine et Oise; es wäre unmöglich, alle Wohlthaten aufzuführen, die er in den 16 Jahren, während deren er diese Stellung behielt, der Gegend erwies. Anlagen von Straßen, Stiftungen von Schulen und Asylen, Unterstützungen aller Art an Bedürftige und öffentliche Anstalten, endlich seine persönliche

aufopfernde Thätigkeit haben ihm die Liebe und Achtung Aller erworben; es ist rührend, wie noch jetzt die Bauern der Dörfer in der Nähe seines Wohnsitzes von ihrem vieux duc nur mit Dankbarkeit und Verehrung reden; wir haben oft die Redensart gehört: Ja, wenn der Herzog noch lebte! und mancher hat uns versichert, seine Wohlthätigkeit sei zu weit gegangen, denn nun fielen es schwer, die Leute zum Arbeiten zu bringen. Im Jahr 1848 wurde der Herzog mit 60,000 Stimmen in die constituirende und bald auch in die gesetzgebende Versammlung gewählt: er hielt es für seine Pflicht, sich dieser Mühewaltung zu unterziehen. In der Kammer sprach er wenig; desto mehr arbeitete er in den Commissionen. Während der Junitage stand er selbst mit seinem Sohne im Feuer an der Spitze der Bataillone der Nationalgarde von Dampierre und Chevreuse; das Contingent aus seinem Wohnorte hatte er auf eigene Kosten equipirt. Das Uebergewicht des Präsidenten sah er nicht ohne Furcht in beständigem Wachsen begriffen, und er setzte sich mit allen Mitteln demselben entgegen. Am 2. Decbr. wurde er natürlich, wie Alles, was Frankreich an ehrlichen und bedeutenden Männern besaß, festgenommen; nach einer zweitägigen Gefangenschaft im Mont Valerien wieder freigelassen, entsagte er allem öffentlichen Leben. Wie viele Edelleute, darunter Tocqueville u. A., hätte er, obgleich Royalist, doch nicht ungern die Republik in Frankreich gesehen, und er hätte ihr seine Treue und seine Dienste bewahrt. Aber unter der Regierung des Staatsstreichs irgend noch Theilnahme an den Geschäften zu haben, war ihm unmöglich. Nur ein einziges Mal ließ er in der Politik noch viel von sich reden, als er nämlich 1864 dem Grafen von Chambord, der sich in bedrängter Lage befand, mit einer bedeutenden Summe zu Hilfe kam. Seine Anhänglichkeit an das königliche Haus, welches das Glück seines Geschlechts gegründet hatte, war unbeschränkt, und er handelte in Folge seines Grundsatzes: *la reconnaissance ne se prescrit point.*

Gewöhnlich wohnte der Duc de Luynes in seinem Stammschlosse Dampierre, im Thal der Yvette, 8 Stunden südlich von Paris. Es ist ein stilles, außerhalb des großen Verkehrs liegendes grünes Thal, von mäßigen, bewaldeten Höhen begrenzt: alles darin athmet Ruhe und Frieden. Nicht weit davon entfernt sind die Ruinen der berühmten Abtei von Port-Royal, die bekanntlich als jansenistisch am Ende von Ludwigs XIV. Regierung zerstört wurde. Die Jesuiten sind gründlich zu Werke gegangen: die Fundamente der Klosterkirche sind erst durch Ausgrabungen, die der Herzog vornehmen ließ, wieder ans Licht getreten; die öde Stätte verdient wieder den Namen, den sie trug, ehe die Abtei zu ihrer Blüthe gelangte: *le Désert!* Gibt es wohl ein Land, in dem im Namen Gottes und der Freiheit mehr gefrevelt worden ist als in dem armen Frankreich!

Das jetzige Schloß Dampierre wurde auf den Grundlagen des alten im J. 1667 gebaut, als sein Besitzer eine Tochter Colbert's heirathete; es ist großartig, obgleich nicht sehr hoch, streng symmetrisch gegliedert, die Façade vielleicht etwas zu wenig belebt. Eine Beschreibung des bis in den letzten Winkel schönen und harmonischen Gebäudes würde uns hier zu weit führen; wir wollen nur die Kunstschöpfungen berühren, die dem unmittelbaren Antriebe des Herzogs ihre Entstehung verdanken. Wir gehen an Cavelier's schlafender Penelope vorbei, einem herrlichen, vom edelsten Gefühle künstlerischen Maßes beseelten Werke; auch bei der fecken, jugendfrischen Statue Ludwigs XIII., von Fr. Rude in Silber getrieben, halten wir uns nicht auf, um gleich nach dem Saale zu gelangen, der die Schätze des Schlosses enthält, das Wandbild von Ingres und Simart's chryselephantine Athene. Aus diesem Saale, seiner Lieblingschöpfung, hat der Herzog ein wahres Kunstheiligthum geschaffen. An den Schmalseiten erheben sich schlanke, von polychromen Karyatiden getragene Gallerien. Die eine Langseite nimmt jetzt eine prächtige, höchst geschmackvoll aufgestellte Waffensammlung ein, darunter ein wirklich ächter Helm von Benvenuto. Diese Wand war dazu bestimmt, ebenfalls von Ingres mit einem Gemälde geschmückt zu werden, aber der Plan ward zu nichte durch die gleich zu besprechenden Mißhelligkeiten. Schon 1840 hatte der Duc de Luynes in Rom den Meister aufgefordert, seinen Saal mit Wandbildern zu zieren, und eine günstige Antwort erhalten, aber erst im Frühjahr 1843 konnte Ingres ans Werk schreiten. In einer großen Composition sollte das goldene Zeitalter dargestellt werden; aber schon die Feststellung der zu wählenden Technik stieß auf Schwierigkeiten; der eine hätte lieber Bilder auf Leinwand gehabt, der andere wollte Fresken; man entschied sich für eine Art von Delmalerei auf Stuck. Nun wurde Ingres der eine Flügel des Schlosses zur Verfügung gestellt, und er nahm darin mit seiner ganzen Familie Quartier. Aber nur sehr langsam schritt die Arbeit vorwärts. Der launenhafte Meister, dessen Charakter ebenso spröde und mürrisch war wie die Figuren, die er malte, fühlte sich selten ausgelegt, und spielte, wie erzählt wird, hoch oben auf seinem Gerüst den ganzen Tag Geige; die Fertigkeit, die er auf diesem Instrument besaß, machte ihn stolzer als sein Malerruhm. Der Herzog trieb das Zartgefühl so weit, daß er über anderthalb Jahre nicht in seinen eigenen Saal kam, um den Meister nicht zu stören; als er aber nach dieser Frist die begonnene Arbeit besichtigte, fand Ingres das Lob nicht uneingeschränkt genug; einige Nuditäten, die in einem bewohnten, von Frauen täglich besuchten Raume nicht zu ertragen waren, mußten verändert werden, die einzelnen Gruppen standen ohne Verbindung unter einander; Ingres verlor immer mehr die Lust an dem angefangenen Werke, seine Aufenthalte in Paris, wo er sich mit kleineren Arbeiten erholte, wurden immer

häufiger und immer länger; nach dem Tode seiner Frau, im Jahre 1849, verschloß er sich einige Zeit jedem Umgange, stumm seinem Schmerze hingegeben: kein Wunder, daß das große Wandgemälde unvollendet blieb. Das Gegenstück, das eiserne Zeitalter, war nicht einmal begonnen. Hippolyte Flandrin, dem die Vollendung der Bilder angeboten ward, nahm es nicht an und so blieb Ingres Composition — Gruppen von nackten Männern, Frauen und Kindern, unter ihnen weiland Alsträa — halbfertig bis zur heutigen Stunde; sie ist großartig, edel und stilvoll wie Alles von dem ernstesten hochstrebenden Meister, aber die Theile des Bildes fallen allerdings auseinander, und die Gesichter leiden sämmtlich an einer störenden Monotonie des Typus und des Ausdrucks. Die ganze Wand ist jetzt mit einem Vorhange bedeckt. Davor steht die Athene, das Hauptstück der Sammlung.

Es war stets eine Lieblingsidee der Archäologen, die verlorene Technik der Goldelfenbeinsculptur wieder zu entdecken und die Restitution der Meisterwerke eines Pheidias und Polyklet zu versuchen. Dieser Wunsch scheiterte meist an der Spärlichkeit der Notizen über diesen Zweig der Kunst, außerdem aber an der Kostspieligkeit des Unternehmens. Um eine solche Restauration zu wagen, waren nicht nur die Kunstliebe und die archäologische Bildung des Duc de Luynes, sondern auch sein Vermögen nothwendig. Im Jahre 1854 gab er dem Bildhauer Simart den Auftrag, seine Entwürfe auszuführen; die Statue war 1855 auf der Ausstellung, aber ungünstig beleuchtet scheint sie ihre Wirkung gänzlich verfehlt zu haben; sie gab Anlaß zu vielen lebhaften Discussionen, vielfach unberechtigt sind die gegen sie gerichteten Vorwürfe.

In langem, bis an die Füße reichendem Gewande steht die Zeustochter da, den Fuß wenig vorhaltend: eine Bewegung, durch welche, wie bei den attischen Karyatiden, die schönste Faltengebung entsteht. An ihrer rechten Seite erhebt sich in schrecklichen Ringen die Burgschlange; die rechte Hand der Göttin hält die palmentragende Nike, die linke die Lanze; der Schild steht daneben angelehnt. Athene ist mit Helm und Aegis gerüstet. Die nackten Theile der Statue sind aus Elfenbein; die Augen, Halsband und Ohrgehänge aus Edelstein; Mund und Augenlider roth gefärbt. Das Kleid ist aus vergoldetem Silber; Helm, Aegis und Schild von Gold, die Schlange endlich von Bronze. Das Ganze ist über 8 Fuß hoch. Die Frage nun, ob wir wirklich die Athene Parthenos des Pheidias vor uns haben, müssen wir entschieden verneinen; es lassen sich aber viele Umstände anführen, die es unmöglich machen, dem Bildhauer und seinem Gönner einen Vorwurf daraus zu machen. Die Nachrichten, die wir bei den alten Schriftstellern über die Schöpfung des attischen Meisters finden, sind so spärlich und so unbestimmt, daß sie durchaus kein anschauliches Bild bieten; erst seit wenigen Jahren

sind wir durch eine von Lenormant auf der Akropolis gefundene Statuette im Stande, uns von der Haltung der Göttin, der Vertheilung der Attribute eine klare Vorstellung zu machen; namentlich die Stellung der Schlange hatte immer Schwierigkeiten gemacht; bei der Statue Simart's nimmt sie einen viel zu großen Raum ein, und dadurch, so wie durch das verschiedene Material, schiebt sie zu sehr in die Augen; dies schwierige Problem der Composition hatte Phidias gelöst, indem er das mächtige Thier zwischen der Göttin und dem Schilde ruhen ließ. Der französische Künstler hat auch den Schild der Athene nicht richtig getroffen, indem er ihn mit concentrischen Bilderkreisen schmückte; die attische Statuette und andere Fragmente zeigen, daß eine einzige Darstellung die ganze Außenfläche einnahm. In allen diesen Fällen also war Simart unschuldig, wenn er fehl ging; ernster sind die Einwendungen, die man gegen den Kopf der Göttin erheben kann. Der Ausdruck ist mehr melancholisch und traurig als ernst und großartig und allerdings weit entfernt von jener Phidias'schen Hoheit, die wir aus den Köpfen des Parthenon mehr ahnen als deutlich erkennen. Der griechische Typus, den der moderne Bildhauer sich zum Muster nahm, ist aus verhältnismäßig später Zeit; demselben übel gewählten Vorbilde fällt auch der Helm zur Last, dessen überladene Pracht mit der attischen Einfachheit des übrigen Kostüms in ungünstigem Gegensatze steht. Endlich ist auch die Art der Anwendung der Farbe nicht tadellos: die Farbe war nicht nur berechtigt, sondern nothwendig gefordert, aber einmal angenommen mußte sie weiter durchgeführt werden; dadurch, daß nur Mund und Augen farbig sind, erhält das Elfenbein der anderen Gesichtstheile eine todtenähnliche Blässe.

Trotz dieser nicht zu leugnenden Mängel ist das Werk des Duc de Luynes und Simart's ein äußerst verdienstliches und interessantes. Wenn gleich noch manches in der Technik unklar geblieben, so können wir uns wenigstens annähernd von der Chryselephantinen Sculptur einen Begriff machen: ungemein großartig, ernst, fast herbe ist die Verbindung der beiden Farben, des leuchtenden, in verschiedene Nuancen schimmernden Goldes, und des matter glänzenden, sanfteren Elfenbeins.

Das Piedestal der Statue ist von weißem Marmor; hier folgte Simart nur seiner Eingebung und schuf ein zwar modernes, aber allerliebstes Relief. Das Ganze ruht auf einer gleichfalls weißmarmornen Basis, die, mit bunten Palmetten encaustisch bemalt, den überaus ernsten Eindruck der Statue erheiternd mildert und belebt. —

Das Privatleben des Herzogs war reich an schweren Prüfungen, an harten Schlägen des Schicksals. Seine erste Gemahlin war, wie wir gesehen, schon 1824 gestorben; die Vicomtesse de Contades, mit welcher er sich 1846 vermählte, wurde ihm 1861 entzogen; sie war ihm gleichgeartet an

Adel und Hoheit des Sinnes, sie nahm Theil an seinen Studien wie an seinen Werken der Wohlthätigkeit. Von diesem Schmerze hat sich der tiefgebeugte Herzog nie erholt. Sein Sohn, eine rohe, sinnliche Natur, niedrigen Ausschweifungen ergeben, war bereits 1854 elend umgekommen. Eine Enkelin, die hochbegabte, reizende Marquise von Sabrau, wurde, eben erst verheirathet, aus der Mitte der Ihrigen plötzlich hinweggerafft. Seine jungen Enkel endlich zeigten zu wissenschaftlicher Beschäftigung weder Lust noch Anlage, und so fühlte sich der Herzog, den Schwermuth und Gram nicht zu eigener Arbeit kommen ließen, bewogen, die kostbaren Sammlungen, die er während eines thätigen Lebens auf Reisen angelegt hatte, der kaiserlichen Bibliothek in Paris zu überreichen. (Ende 1862.) Wohl nie ist von einem Privatmanne einem öffentlichen Institute ein solches Geschenk gemacht worden; die Sammlungen, deren Hauptreichtum in Münzen, geschnittenen Steinen, Goldkleinodien und bemalten Vasen besteht, haben einen Werth von über 1,300,000 Frs. Von besonderem Interesse sind die Architekturfragmente aus Metapont, und der herrliche Marmortorso einer aus dem Meere aufsteigenden Aphrodite. Alle diese Gegenstände sind in einem besonderen, geschmackvoll decorirten Saale vereinigt, der den Namen des Duc de Luynes trägt.

Noch einmal (1864) raffte sich der leidende, hartgeprüfte Herzog zu einer großen wissenschaftlichen Unternehmung auf. Das gelobte Land und namentlich das Todte Meer wollte er selbst besuchen und erforschen. In Begleitung von tüchtigen Gelehrten und Officieren erreichte er diesen merkwürdigen Binnensee; ein eigens zu diesem Zweck gebautes und unter großen Schwierigkeiten transportirtes Boot nahm die kleine Expedition auf, die in der ungefunden, von der glühendsten Sonne gesengten Gegend einen längeren Aufenthalt nahm. Die naturwissenschaftlichen Ergebnisse der Reise sind größtentheils schon publicirt, die archäologischen Resultate, die dem Duc de Luynes selbst zu verarbeiten nicht mehr vergönnt war, wird der bekannte Vicomte Melchior de Vogüé veröffentlichen.

Wir haben gesehen, daß der Duc de Luynes von Herzen Legitimist war; es wird uns daher nicht wundern, daß er eifriger Anhänger der weltlichen Macht des Papstes war, und zwar waren seine Beweggründe rein politischer, durchaus nicht religiöser Art. Als Mitglied der Nationalversammlungen 1848 und 1849 hatte er für alle Maßregeln gestimmt, die der römischen Curie Schutz zu bieten bestimmt waren. Er steuerte auch mit bedeutenden Summen zur Ausrüstung des päpstlichen Heeres bei, und sein eigener Enkel — übrigens ein ganz unbedeutender junger Mann — nahm bei den Zuaven Dienste. Er selbst entschloß sich, durch eigene Gegenwart seine Principien laut kundzugeben, und als Ende 1867 die ewige Stadt von

den Garibaldianern bedrängt wurde, eilte er dahin. Er kam in Rom wenige Stunden vor der Schlacht bei Mentana an; gleich am folgenden Tage war er auf dem Schlachtfelde; er sorgte selbst für die Verwundeten — einem Schwerverwundeten gab er seinen Mantel hin — für die Einrichtung von Spitälern, für ihren Transport nach Rom; überall forschte er den Spuren der Vermissten nach. Aber die Anstrengung war zu stark für den bereits gebrochenen Mann; seine aufopfernde Thätigkeit zog ihm eine Krankheit zu, welche die letzte sein sollte. Nach kurzem Leiden starb er in Rom den 15. Dec. 1867, gerade 62 Jahre alt.

Auf dem diesjährigen Salon war ein lebensgroßes Porträt des Duc de Luynes ausgestellt: der hervortretende Zug ist mehr Offenheit und Würde, die sich namentlich in der breiten Stirne spiegeln, als Geist und Wiß; doch haben die kleinen blauen Augen, der etwas große Mund bei aller Gutmüthigkeit eine gewisse Feinheit, welche die hohe Richtung, die edeln Neigungen ihres Besitzers verrathen.

Endlich sei noch bemerkt, daß der Herzog nie von irgend einem Souverän einen Orden annahm, mit einziger Ausnahme des preussischen Pour le mérite, den ihm Friedrich Wilhelm IV. verlieh. — Wir wollen das Bild nicht trüben indem wir hinzufügen, wie unwürdig ihres hochsinnigen Vorfahren die nächsten Nachkommen des Duc de Luynes sich gezeigt haben: wenn wir sagen, daß sie nicht besser und nicht schlechter sind als die meisten jungen Leute aus dem Faubourg Saint-Germain, so ist damit genug gesagt, und ihre trostlose Nichtigkeit deutlich genug bezeichnet.

Solche Naturen wie der Duc de Luynes waren zu allen Zeiten selten, sie werden es immer mehr. Heute scheinen die Franzosen Geldsucht und Egoismus als die Haupteigenschaften ihres Charakters auszubilden; und wenn das Vermögen zusammengehäuft ist, so ist der Genuß, den der Besitzer davon hat, ein precärer, der Gebrauch, den er davon macht, ein kleinlicher und engherziger. Die altgallische Lebenslust, der überschäumende Enthusiasmus, der den Nachbarn so oft unbequem war, sie sind verschwunden. Kaum glaubt einer an sich selbst, kaum an die Wissenschaft, der er sich vielleicht ergeben hat; wie sollte er dazu kommen, sein Bestes, d. h. sein Vermögen, zur Erreichung idealer Träumereien zu verschwenden!! Es ist ein trauriges Bild, das namentlich von den höchsten Classen der französischen Gesellschaft geboten wird.

Man hat den Duc de Luynes le dernier gentilhomme genannt: ein Edelmann war er, ein ganzer, voller, im besten, schönsten, Sinne des Wortes. Möge er nicht der letzte gewesen sein!